

Sillenbacher Frauenfrühstück am 24. April 2004

Frauen-Moral

Vortrag von Dr. theol. Angelika Walser, Wien

Kontakt zur Autorin bitte über [info@sanktmichael.de](mailto:info@sanktmichael.de)

### 1. Einbettung der These Gilligans in den feministisch-historischen Gedankenfluss

Gilligans Buch ist nicht eines unter vielen Büchern im Bereich Moral/Ethik/Feminismus. Es hat zu Beginn der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts den Feminismus bzw. die feministische Ethik und Moralphilosophie ziemlich aufgewühlt und auf den Kopf gestellt. Mit Gilligans Buch und anderen Veröffentlichungen beginnt die Entwicklung von Strömungen im Feminismus, die – so meine ich – gesamtgesellschaftlich sehr wenig wahrgenommen wurden. Heute kann man von *dem* Feminismus eigentlich nicht mehr sprechen, vielmehr existieren sehr viele Feminismen mit ihren jeweils ganz eigenen Konzepten. Was bei den verschiedenen Wegen, die Feministinnen heute gehen, natürlich gemeinsam bleibt, ist das Ziel, das die Niederländerin Catharina Halkes, eine der ersten Vertreterinnen des Feminismus in der katholischen Theologie bereits in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts folgendermaßen umschreibt:

- *Feminismus* beinhaltet eine fundamentale und radikale Befreiung von Frauen zu autonomen, d.h. selbstbestimmten Menschen. Er ist also ein sozialer und sozialpsychologischer Prozess, der zunächst einmal von Frauen eine Wendung nach innen verlangt: Was will ich? Was ist mir wichtig? Welche Werte, Normen habe ich? Welche Gesellschaft will ich?
- *Feminismus* setzt eine genaue Analyse der sozialen und wirtschaftlichen Faktoren voraus, die bei der Unterdrückung der Frauen im Spiel gewesen sind; er ist daher auch ein sozialer und ökonomischer Prozess.
- *Feminismus* lehnt sich gegen die einseitig maskuline Kultur auf, in der Frauen Jahrtausende gelebt haben und teilweise noch leben: Feminismus ist damit eine Art Gegenkultur zu dem, was Feministinnen als Patriarchat bezeichnen.<sup>1</sup>

Was heißt das nun *Patriarchat*?

- Unter Patriarchat versteht man *nicht* eine Gruppe diktatorisch-tyrannischer Männer, die aus niedrigen Instinkten heraus schwache Frauen unterdrückt. Feministinnen sind deswegen auch *keine* Männerhasserinnen, die jeden Mann kraft seines y-Chromosoms als ihren persönlichen Feind betrachten. Was der Feminismus als Patriarchat bezeichnet, ist eine Ordnung symbolischer Natur, d.h. eine Ordnung, die unsere sozialen Beziehungen und Interaktionen prägt. Der Mensch ist eben nicht durch Gene und seine Biologie vorprogrammiert. Das heißt natürlich nicht, dass genetisch-biologische Vorbedingungen der Natur völlig zu vernachlässigen wären. Sie bilden selbstverständlich einen Rahmen, eine Art Vorgabe

---

<sup>1</sup> Vgl. Halkes, Catharina: Gott hat nicht nur starke Söhne. Grundzüge einer feministischen Theologie, Gütersloh 1980.

für unser Dasein. Doch deswegen gibt es noch lange keine biologische Totalprogrammierung. Die Gesellschaft, in der wir leben, unsere Mitwelt mit ihren Erwartungen, die andere an uns haben und die Beziehungen, in denen wir stehen, prägen uns und machen uns zu den Männern und Frauen, die wir sind. Diese sozialen Muster sind sehr langlebig. Sie bleiben bestehen, auch wenn das einzelne Individuum schon gestorben ist. Sie bilden eine Art unsichtbare Struktur, in der sich Menschen bewegen.

Es geht also in erster Linie weniger um Einzelpersonen als um Verhaltensmuster und Interaktionen, die seit vielen Jahrtausenden eine gesellschaftliche Organisationsform als patriarchal (gr. *patros*) kennzeichnen, in der Männer den Ton angeben und diese Welt gestalten, während Frauen und Kinder bestenfalls „mitmachen“ dürfen, schlimmstenfalls ausgebeutet werden. Seit den 60ern des vergangenen Jahrhunderts haben Frauen in Deutschland gegen diese symbolische Ordnung aufbegehrt und vieles erreicht. Weltweit gesehen ist aber noch viel zu tun.

- *Gleichheitsfeminismus*: In den 60er Jahren entstand in Deutschland der erste „moderne“ Feminismus in unserem Sinn (ich sage das, weil es ja schon um 1900 bis zu den Weltkriegen eine Erste Frauenbewegung gab, verbunden mit so klingenden Namen wie Clara Zetkin (1857-1933) oder Rosa Luxemburg (1870-1919). Der Feminismus des vergangenen 20. Jahrhunderts forderte gleiche Rechte für Frauen wie für Männer. Daher rührt auch sein Name: Gleichheitsfeminismus: Er postuliert die Gleichheit von Männern und Frauen bezüglich ihrer Rechte. Mit ihm verbunden ist beispielsweise die Forderung nach einem gleichen oder proportionalen Anteil von Frauen in Entscheidungsgremien oder in politischen Parteien, also die sogenannten Quoten-Frauen.
- *Differenzfeminismus*: Mit dem Buch von Carol Gilligan und weiteren anderen Veröffentlichungen verändert sich die Situation des Feminismus. Mit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts beginnt der sog. Differenzfeminismus. Er kritisiert die Anlehnung des Gleichheitsfeminismus an ein patriarchales Ordnungssystem und postuliert teilweise einen grundsätzlichen Wesensunterschied zwischen Mann und Frau. Verbunden ist er mit Namen wie der belgischen Philosophin bzw. Psychoanalytikerin Luce Irigaray oder auch der italienischen Philosophin Luisa Muraro und den Frauen des Mailänder Buchladens, einem Autorinnen-Kollektiv, das in regelmäßigen Abständen manifestähnliche Denkschriften herausbringt und den Feminismus damit immer noch wesentlich mitbeeinflusst. Die letzte Veröffentlichung hatte den bezeichnenden Titel: Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall. Rüsselsheim (Götter Verlag) 1996. Gerade diese Italienerinnen wenden sich von einem Gleichheitsdenken gänzlich ab, halten Quotenfrauen für völlig überflüssig und langweilig. Sie wollen weg vom ständigen Schielen nach der patriarchalen Ordnung und auf die eigene Kreativität vertrauen. Sie wollen nichts Geringeres als eine neue gesellschaftliche Ordnung, in der vertraute Beziehungen zwischen Frauen in eigenen Frauenräumen ein Dreh- und Angelpunkt sind. Frau-Sein bedeutet hier einen Erkenntnisvorteil gegenüber Mann-Sein, bedeutet unter Umständen auch die Rückbesinnung auf traditionell weibliche Tugenden wie Beziehungsfähigkeit, Vertrauen, Fürsorglichkeit. Dass so etwas natürlich in „traditionellen“ deutschen Feministinnen-Kreisen teilweise heftig kritisiert wird, können Sie sich vorstellen.

Heute existieren Gleichheits- und Differenzkonzepte weitgehend nebeneinander. Ich selbst halte den Differenzfeminismus philosophisch gesehen für weit interessanter und produktiver,

weil er eben nicht dauernd auf eingeübte Muster schießt, sondern wirklich Neues versucht. Ich sehe aber ein, dass man im politischen Bereich wohl kaum auf Gleichheitsforderungen verzichten kann.

## 2.) Carol Gilligan: *In a different voice / Die andere Stimme*

Nach dieser kleinen Einordnung in den feministisch-historischen Gedankenfluss komme ich nun endgültig auf unser Thema Frauen-Moral bzw. die Veröffentlichung von Carol Gilligan „In a different voice“. Mit ihr begann eine jahrzehntelange Debatte im Bereich der feministischen Moralphilosophie.

Wer war Gilligan und was war ihre grundsätzliche These?

Carol Gilligan wurde 1936 geboren und war wissenschaftliche Mitarbeiterin des bedeutenden Entwicklungspsychologen Lawrence Kohlberg. Seit 1979 lehrte sie selbst Entwicklungspsychologie an der Harvard-University und hat zahlreiche Bücher zum Thema Entwicklungspsychologie veröffentlicht. In ihrem Buch „In a different voice“ befasste sie sich kritisch mit Kohlbergs empirischen Untersuchungen bezüglich der moralischen Urteilsfähigkeit, die bis heute eine Art Standardmodell für die Entwicklungspsychologie geblieben ist.

Kohlberg behauptet, dass die moralische Entwicklung von Menschen, vom Kleinkind zum Erwachsenen, sich in sechs Stufen vollziehe, wobei er jeweils zwei Stufen zu einem Niveau zusammenfasst:

- *Präkonventionelles Niveau:* Moral wird daran gemessen, was belohnt bzw. was bestraft wird. Moralisch richtiges Verhalten wird von den Eltern belohnt, moralisch falsches Verhalten wird bestraft. Außerdem wird jenes Handeln bevorzugt, das dem Handelnden – mitunter auch anderen – nützt. Moral ist also eine fremdbestimmte Angelegenheit, man spricht von heteronomer Moral.
- *Konventionelles Niveau:* Auf diesem Niveau gilt als Maßstab für Moral, welche Erwartungen andere Personen an einen selbst haben. Man versucht, bestimmten Rollenerwartungen gerecht zu werden (Rolle der Mutter, Rolle der Freundin etc.) Moralische Orientierung ist also von Beziehungen zu anderen zu erwarten. Weitert man das Ganze über die persönlichen Beziehungen hinaus aus, dann erfüllt man seine Rolle eben im sozialen System und erhält es damit aufrecht, also z.B. als Staatsbürgerin. Kohlbergs Untersuchungen zufolge argumentieren die meisten Erwachsenen und Jugendlichen auf diesem Niveau. Sie stellen das System kaum in Frage und ordnen sich eben ein.
- *Postkonventionelles Niveau:* Erst auf diesem Niveau, das die meisten Erwachsenen gar nie erreichen, nehmen Menschen Bezug zu einem übergeordneten Standpunkt. Sie argumentieren, dass etwas nicht gegen die Menschenrechte verstoßen darf oder dass etwas dem Wohl aller Menschen dienen müsse. Prinzipien wie Gerechtigkeit oder Gleichheit werden angeführt, um moralische Urteile zu begründen.

Kohlberg hat dieses Stufenmodell moralischer Entwicklung aufgrund empirischer Untersuchungen erstellt und in mehreren Veröffentlichungen erläutert (Kohlberg: Moral stages). Es ist mit einer expliziten Wertung verbunden: Je höher die Stufe und das Niveau desto besser. Einen Rückschritt gibt es nicht, auch kein Überspringen der Stufen, aber sehr wohl eine Stagnation. Die meisten Menschen dringen – wie gesagt – nur bis zum konventionellen Niveau vor. Kohlberg hat zur Entwicklung seines Stufenmodells von 1950

bis 1970 in einer Langzeitstudie ca. 80 bis 90 Kinder befragt, und ich werde jetzt ganz einfach seine Frage zu der meinigen machen und Sie befragen:

### *Das „Heinz-Dilemma“*

Heinz, dessen Frau ernsthaft krank ist, hat kein Geld, um ein von einem Apotheker speziell entwickeltes Medikament zu kaufen, das seine Frau wieder gesund machen könnte. Heinz befindet sich in einer Notlage. Er ist mit der Entscheidung konfrontiert, ob er das Medikament stehlen soll oder nicht. Was meinen Sie?

### *Diskussion*

Gilligan greift die Frage Kohlbergs auf und untersucht auch gleich die Antworten, die zwei Kinder auf diese Frage gegeben haben: Das eine Kind ist der 11jährige Jake, das andere Kind ist die 11jährige Amy. Beide haben einen ähnlichen soziokulturellen Hintergrund, gehören der gleichen Schicht an und sind beide in etwa gleich intelligent. Jake ist aber ein Junge, Amy ist ein Mädchen. Wie lauten jeweils ihre Antworten?

Jake argumentiert klar: Heinz darf dem Apotheker das Medikament stehlen, denn seine Frau ist in Lebensgefahr. Sollte er vor Gericht kommen, dann wird auch der Richter verstehen, dass in einer solchen Situation Leben vor Eigentum geht. Er würde Heinz also nicht bestrafen.

Amy dagegen bleibt bei ihrer Antwort sehr vage. Sie schlägt vor, dass Heinz mit dem Apotheker reden und sein Herz rühren solle, vielleicht könne man ja einen Kompromiss erzielen wegen der Bezahlung. Jedenfalls sei zu befürchten, dass Heinz – falls er das Medikament stehlen würde – am Ende im Gefängnis lande, was für seine Frau noch viel katastrophaler sei, denn er könne ihr ja dann überhaupt nicht mehr helfen. Man müsse also miteinander reden.

Kohlberg hatte in der Auswertung seiner Interviews Jake eindeutig ein höheres Niveau moralischer Entwicklung zugesprochen: Jake erkenne den Konflikt klar: Für ihn handle es sich um eine Güterabwägung zwischen dem Gut Eigentum und dem Gut Leben. Er entscheidet daher, dass in dieser lebensbedrohlichen Situation Lebensschutz klar vor Eigentum geht. Alle Menschen würden so argumentieren, sagt er. Sein Urteil wäre also universalisierbar = für alle immer anwendbar - nach Kant das entscheidende Argument dafür, dass ein moralisches Urteil richtig ist. In Kohlbergs Schema wurde Jakes Aussage in Stufe 4 und 5 eingeordnet, liegt also bereits im Bereich der moralischen Urteilsfähigkeit von Erwachsenen, im Bereich des postkonventionellen Niveaus oder auf der höheren Stufe des konventionellen Niveaus. Er urteilt mithilfe von klaren Prinzipien, die er unparteilich auf die Situation anzuwenden sucht.

Amy dagegen verheddert sich nach Kohlberg in wenig konkreten Aussagen, erkennt das Problem nicht wirklich, sucht nach Ausreden etc. Ihr Urteil sei im Vergleich mit dem Buben defizitär, sie bleibe maximal auf Stufe drei, also im konventionellen Niveau, stecken. Damit – so Kohlberg – sei ihr Urteil typisch für ihr Geschlecht. Seine Untersuchungen – wohl gemerkt an ausschließlich *männlichen* Kindern und Jugendlichen – ergaben nämlich in seiner Beurteilung ein grundsätzlich moralisch defizitäres Urteilsvermögen bei Mädchen bzw. Frauen. Einige Mädchen dienten bei seiner Studie lediglich als „Gegenprobe“. Ihre Antworten blieben laut Kohlberg hinter der Klarheit der Aussagen der männlichen Kinder und Jugendlichen immer weit zurück.

Gilligan kritisierte Kohlbergs Vorgehensweise *erstens* als wissenschaftlich unzulässig: Seine Ergebnisse seien entstanden, indem er nur eine Stimme gehört habe, die der männlichen Kinder und Jugendlichen. Gilligan wollte die andere Stimme auch hören (Buchtitel!). *Zweitens* ordnete sie dieses Vorgehen in eine lange androzentrische Tradition der Psychologie

ein, die Männer immer ins Zentrum ihres Nachdenkens stellte, Frauen aber als eine Art defizitären Mann betrachtete: „Frauen haben andere Kriterien des ethisch Normalen als Männer. Sie zeigen weniger Rechtsgefühl als der Mann, weniger Neigung zur Unterwerfung unter die großen Notwendigkeiten des Lebens, sich öfter in ihren Entscheidungen von zärtlichen und feindseligen Gefühlen leiten (lassen).“ (zitiert nach Gilligan, Die andere Stimme, 15.) *Drittens* durchbrach sie Kohlbergs Bewertungsschema, indem sie feststellte, dass Amy nicht schlechter argumentiert, sondern einfach ganz anders: „Ihr Glaube an die heilende, aufbauende Wirkung des Füreinanderdaseins lassen sie die Akteure des Dilemmas nicht als Gegenspieler einer Konkurrenz von Rechten sehen, sondern als Angehörige eines Netzwerks von Beziehungen, von dessen Fortbestand alle abhängen. Ihre Lösung des Dilemmas liegt in einer entsprechenden Aktivierung des Netzwerks durch Kommunikation, wobei die Rettung der Frau nicht durch einen Abbruch, sondern durch eine Stärkung der Verbindungen gesichert wird.“ (Gilligan, Die andere Stimme, 43)

Frauen – so Gilligan – neigten zu einer Moral der Care = Fürsorglichkeit, der Anteilnahme am Schicksal anderer, während Männer zu einer Moral der Gerechtigkeit bzw. zu einer eher prinzipiengeleiteten Moral tendieren würden. Da Männer und eben auch Entwicklungspsychologen eben bisher nur in ihren Kategorien gedacht hätten, *musste* weibliches Verhalten zwangsläufig als anders und damit als minderwertig erscheinen. Das Steckenbleiben der Frauen auf einem niedrigeren moralischen Niveau sei aber nicht ein Problem der Frauen, sondern ein Problem einer einseitig androzentrischen Wahrnehmungsweise.<sup>2</sup>

Auf Basis dreier Studien<sup>3</sup> entwickelte Gilligan die sog. Care-Ethik, also eine Ethik, welche Fürsorge und Anteilnahme für andere in den Mittelpunkt alles ethischen Nachdenkens stellt. Sie bildet ein weibliches Gegengewicht zu einer männlichen Gerechtigkeitsethik, wie sie in der Tradition Kants steht. Frauen-Moral ist also eine Moral der Sorge um andere, der Aufmerksamkeit für andere, der Einfühlung in andere. Moralische Konfliktsituationen sind für Frauen Beziehungsangelegenheiten. Menschen sind bedürftige Wesen, wobei einer auf den anderen angewiesen ist. Konflikte werden in einer idealen Gesellschaft nach der Care-Ethik so gelöst, dass jeder versucht, sich in den anderen hineinzusetzen, indem alle miteinander sprechen, Verantwortlichkeiten klären und gemeinsam nach einer Lösung suchen. Männer dagegen lösen moralische Konfliktsituationen, wie Gilligan einmal sagt, wie eine mathematische Rechenaufgabe: Rational, die Güter abwägend, die auf dem Spiel stehen, distanziert, möglichst gerecht im Sinne von unparteiisch.

#### *Diskussion:*

*Frauen handeln nach einer Moral der Fürsorge (Amy), Männer nach einer Moral der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit (Jake). Was meinen Sie? Hat Gilligan Recht?*

Gilligan hat anfänglich die Geschlechtsbezogenheit beider moralischer Orientierungen unterstrichen und den Eindruck erweckt, dass Männer von ihrem Wesen her zur Gerechtigkeit neigten während Frauen von ihrem Wesen her zur Fürsorge neigten. Später hat sie dann zugestanden, dass es sich hier lediglich um zwei unterschiedliche moralische Orientierungen handle, die jeweils auch beim anderen Geschlecht auftreten könnten und sogar müssten: also auch Männer müssten fürsorglich sein, auch Frauen gerechtigkeitliebend. Sie kam damit wohl auch Kritikerinnen entgegen, die ihr zu Recht – meine ich – vorwarfen, die klassischen

---

<sup>2</sup> Kohlberg hat auf Gilligans Kritik reagiert, indem er erstens auf dem dritten Niveau, dem postkonventionellen, eine Stufe einführte, die er „Wohlwollen“ nannte. Darunter versteht er die Disposition, das Wohl anderer zu fördern und von ihnen Leid abzuwenden.

<sup>3</sup> Studentenuntersuchung über Identität und moralische Entwicklung in den frühen Erwachsenenjahren; Abtreibungsuntersuchung; Rechte- und Verantwortungs-Untersuchung über Selbstkonzept und Moral.

Rollenmuster zu bedienen: Die Frau als Beziehungswesen, der Mann als Vernunftwesen. Außerdem glaube ich persönlich, dass beide Begriffe – Fürsorge und Gerechtigkeit – gar nicht so scharf voneinander zu trennen sind, wie Gilligan das tut. Das Ideal der Gerechtigkeit orientiert sich sehr wohl am Wohl anderer, Fürsorge dagegen für andere kann nicht heißen, Ungerechtigkeit zu legitimieren.

Dennoch hat Gilligans Buch bei aller Kritik auch viel positives Echo gefunden – ebenfalls zu Recht, meine ich: Erstens einmal konnte sie aufzeigen, dass die empirische Studie Kohlbergs im Prinzip sehr stark geleitet war von einem Bewertungsschema, das er aus Kants Ethik bezog und das er in einer sehr problematischen Weise mit seinen Studienergebnissen vermischte – eine Sache, die vermutlich bei vielen angeblich völlig objektiven Studien geschieht. Es hat einfach jeder seinen Horizont, mit dem er an bestimmte Fragen herangeht.

Zweitens war Gilligans Vorwurf an Kohlberg, nur einen Teil der Menschheit gehört zu haben, nämlich die Androzentrismuskritik (andros = Mann), natürlich berechtigt. Drittens griff sie Erfahrungen auf, die viele Menschen nachvollziehen konnten. Dass Frauen oft eher bereit sind, in Beziehungen zu investieren, dass sie sich als Teil eines Netzwerks von Beziehungen sehen, dass sie Beziehungen mehr pflegen als Männer ist eine Tatsache, die viele Frauen und Männer beobachten und bestätigen konnten. Die Frage ist ja nur: Warum denn?

Gilligan greift bei der Beantwortung dieser Frage auf ein differenzfeministisches Geschlechterkonzept zurück, das betont, dass Frauen und Mütter die ersten Bezugspersonen von Kindern sind. Daher stellt sich die Identitätsproblematik bei Buben und Mädchen jeweils anders: Buben müssten sich viel stärker von der Mutter ablösen und absetzen, während Mädchen, bedingt durch die Geschlechterkontinuität zwischen Mutter und Tochter, ihre Bindung zur Mutter im Sinne einer Absetzung gegenüber dem anderen Geschlecht ja nie wirklich aufgeben müssten. Sie sind also eher die Beziehungswesen, noch gefördert durch eine traditionelle Erziehung, welche Mädchen und Frauen jahrhundertlang für die kleine Familie zuständig erklärt hat, während Männer ins feindliche Leben hinaus mussten, um sich allein durch den Dschungel des Lebens zu schlagen, im Kampf aller gegen alle. Dort kann und darf Fürsorge keine Rolle spielen. Hier sind maximal Kompromisse in Verhandlungen erzielbar, die allen Beteiligten halbwegs gerecht werden.

Ich bin keine Psychologin, kann also nicht beurteilen, ob solche Behauptungen wirklich richtig sind. Für mich ist als Moralthologin aber wichtig, dass ja letztlich nicht *zwei* Ethiken mit total voneinander abweichenden Ergebnissen geben kann und darf, die sich grundsätzlich immer voneinander unterscheiden, je nachdem ob ein Mann sie hat oder ob eine Frau sie hat. Dann wäre für Männer immer etwas richtig, was für Frauen immer falsch wäre. Eine objektive Erkenntnis im Bereich von Ethik wäre dann aber von vornherein niemals möglich. Das aber darf und kann nicht sein. Ethik verlässt ja den rein subjektiven Bereich und sucht nach objektiven Prinzipien, denen *alle* zustimmen können.

Aber vielleicht geht es ja auch weniger um die *Ergebnisse* moralisch-ethischen Denkens als um den *Weg*, den jemand geht, der in einem moralischen Dilemma eine Lösung sucht. Und dieser Weg ist sicherlich geschlechtsspezifisch verschieden. Nicht, weil Frauen und Männer „von Natur aus“ anders wären - Wesensunterschiede „von Natur aus“ sind m.E. kaum festzumachen - sondern weil die Sozialisation von Männern und Frauen nach wie vor sehr verschieden verläuft. Unterschiede gibt es also nicht so sehr in puncto moralisches Urteil, sondern vielmehr bei den *Erwartungen*, die wir an Männer und Frauen haben, also in Sachen *Geschlechterstereotypen*. Geschlechterstereotypen prägen unsere Vorurteile.

Sie repräsentieren das, was wir für typisch halten, ohne dass wir selber glauben so zu sein. Sie sind als Erwartungen an ein bestimmtes Verhalten von Männern und Frauen sehr mächtig. Sie bestimmen durchaus bis zu einem gewissen Grad die Art und Weise, wie wir uns verhalten.

### 3.) Abschließende Bewertung der These Carol Gilligans

Gilligans Moral der Fürsorge ist von der traditionellen Moralthologie weitgehend ignoriert worden, obwohl es ja sehr interessant wäre, darüber nachzudenken, was diese weibliche Moral der Fürsorge und Anteilnahme gerade in der katholischen Kirche bewirken würde, deren Rechtsgrundsätze ja ausschließlich von Männern gemacht werden.

Feministinnen wenden gegen Gilligan ein, hier würden Frauen wieder auf Beziehung reduziert und auf die klassischen weiblichen Tugenden Fürsorge und Empathie, Anteilnahme und Altruismus. Ja schärfer noch: Eine solche Moral der Fürsorge unterstütze ja gerade noch das patriarchale System: Während die männlichen Herrscher draußen im feindlichen Leben mit Prinzipien die Gesellschaft regelten, würden ihre Sklavinnen sie daheim mit emotionaler Wärme versorgen. So würde sich aber nie etwas ändern.

Kritik gibt es zu Recht auch an dem Begriff der Fürsorge, auf englisch „Care“ selbst: er sei schwammig und assoziiere eine fürsorgende Frau, die sich selbst völlig vergisst, um anderen beizustehen – nicht gerade eben eine erstrebenswerte Sache, schon gar nicht, wenn es um Emanzipation geht. „Fürsorgerinnen“ neigten immer zur Übertreibung, einer Bemutterung, die dem Umsorgten vor lauter Liebe seine Eigenverantwortung abnahm und ihn damit auch auf der Stufe eines Kleinkindes halte. Außerdem – das ist auch meine Kritik – funktioniert Fürsorge als Prinzip m.E. nur einer kleinen Gruppe von Gleichgesinnten. In dem Moment, wo sich jemand nicht-fürsorglich verhält und die anderen nur ausnutzt muss man aus Selbstschutz ohnehin in die Gerechtigkeitsperspektive wechseln, womit ganz klar ist, dass beide Begriffe nicht so weit auseinander liegen, wie Gilligan es behauptet hat (s.o.). Außerdem: Die Moral der Frau existiert so wenig wie die Moral des Mannes. Mindestens genauso bedeutungsvoll wenn nicht noch bedeutungsvoller als der Unterschied bezüglich Geschlecht ist der Unterschied bezüglich Schicht, Bildung, Herkunft, Hautfarbe usw. Wenn man also schon differenzieren will, dann ganz und gar. Leider geht in solch postfeministischen Entwürfen dann aber der ethische Impuls verloren, bei aller Differenzierung letztlich eine Verständigung untereinander zu erwirken. Es gibt dann nur noch Gruppen-Moralen, keine allgemeinen Aussagen mehr, die alle betreffen.

Trotz all dieser Bedenken versuchen feministische Moralphilosophinnen heute, die Fürsorge-Perspektive in der Moral weiterzuentwickeln, als Gegengewicht gegen die Männertradition sozusagen. Manche der feministischen Philosophinnen, an die ich jetzt denke (die amerikanischen Philosophinnen Nel Noddings oder Sarah Ruddick), versuchen Fürsorge zu einer politischen Kategorie zu machen. Sie sprechen von der *Macht der Mütter*, die auch politisch durchgesetzt werden müsse (z.B. die Mütter der Verschwundenen in Argentinien als politische Partei oder auch Mütter gegen Atomkraft), so dass alle davon profitieren könnten, Männer wie Frauen. Tatsächlich glaube ich, dass Mütter eine viel größere politische Macht in der Öffentlichkeit hätten als sie es normalerweise vermuten. Die Verantwortung von Müttern in den Krisengebieten dieser Erde – ich denke beispielsweise an Palästina und Israel – ist sehr groß. Aber seine Söhne dem allgemeinen Kriegshetzen auf beiden Seiten zu verweigern, die Gewaltspirale *nicht* mitzumachen, das setzt Bildung, Emanzipation und Kritikfähigkeit gegenüber den Männern voraus, welche den Ton angeben. Eine Ethik der Anteilnahme und Fürsorge hat in solch ungleich verteilten Machtverhältnissen wenige Chancen.

Dabei sähe die Welt anders aus, wenn Frauen sich ihrer Macht nicht nur im Privaten, sondern auch in der Öffentlichkeit besinnen würden. Wer, wenn nicht Frauen, hat Erfahrung mit Kindern oder auch alten Menschen, hat Erfahrung mit der Verletzlichkeit des anderen? Denn noch immer sind Frauen traditionell die Fürsorgerinnen und Beziehungsstifterinnen in ihrer Umgebung. Sie bringen die Kinder zur Welt, ziehen sie auf, halten den Kontakt zu ihnen und zu Freunden, sie pflegen die Alten, trösten, helfen, sprechen miteinander, telefonieren.

Feministinnen haben dafür die Formel gefunden: „*Frau sein heißt: Mindestens zwei sein.*“ Männer dagegen begreifen sich sehr viel stärker als Einzelkämpfer mit bestimmten individuellen Einzelinteressen, die es zu vertreten gilt. Sie lieben ihre Familie ganz genauso wie ihre Frauen, doch in ihrem Selbstkonzept definieren sie sich weniger von der Gruppe und Beziehungen her als Frauen. Das liegt m.E. nicht so sehr an biologischen Gründen, sondern einfach daran, dass Männer traditionellerweise andere Rollen als Frauen hatten und nach wie vor haben: Sie sind die Geldverdiener, sie müssen in der harten Geschäftswelt ums Überleben kämpfen, sie wirken in der Öffentlichkeit.

Wenn wir den Lauf der Geschichte einmal betrachten, ist es erst eine sehr kurze Zeit, dass sich die Rollen zu ändern beginnen. Tatsächlich glaube ich, dass Männer, die Fürsorgearbeit leisten müssten und wollten (also Kinder aufziehen oder Alte pflegen) ihr Selbstkonzept mit der Zeit verändern würden so wie Frauen, die beruflich engagiert sind oder in der Öffentlichkeit stehen, ihr Selbstkonzept ebenfalls verändern. Ich spreche bei den Männern im Konjunktiv, weil hier m.E. noch viele Änderungen ausstehen während sich bei den Frauen bereits vieles verändert hat. Doch politische und wirtschaftliche Strukturen machen so manchen persönlichen Vorsatz nach einer Änderung der klassischen Arbeitsteilung sehr schnell zunichte. Welcher Mann, der gerne bei den Kindern bleiben wollte, kann sich diesen Wunsch wirklich auch erfüllen, ohne nicht massiv Geld oder sogar den Arbeitsplatz einzubüßen? Fürsorgearbeit ist nach wie vor weitgehend Frauensache. Sie ist gesellschaftlich unterbewertet und chronisch unterbezahlt. Die von Männern geleistete Erwerbsarbeit gilt nach wie vor als die eigentliche Arbeit. Solange sich hier nichts ändert, werden sich auch die Selbstkonzepte und damit die Geschlechterstereotype, also die Erwartungen an Männer und Frauen, nicht ändern. Die Probleme liegen daher m.E. nicht im Bereich einer Frauen- oder einer Männer-Moral, sondern in strukturellen Ungleichheiten. Wo die Macht aber ungleich verteilt ist, kann eine Frauen-Moral der Fürsorge für andere wenig ausrichten – auch wenn diese Welt sie dringend bräuchte.

### 1.) *Verwendete Literatur*

Carol Gilligan: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. 5. Aufl. Zürich: Piper, 1991.

Catharina J.M. Halkes: Gott hat nicht nur starke Söhne. Grundzüge einer feministischen Theologie, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn, 1980.

Martina Herrmann: Geschlechterethik und Selbstkonzept. Moralphilosophische Folgerungen aus der Kohlberg/Gilligan-Kontroverse, in: Bettina Dausien/Martina Herrmann u.a. (Hg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen: Leske und Budrich, 1999, 247-268.

Dietmar Mieth: Christliche Anthropologie und Ethik der Geschlechter angesichts der Herausforderung gegenwärtiger Erfahrung und zeitgenössischen Denkens, in: Theodor Schneider (Hg.), Mann und Frau – Grundproblem theologischer Anthropologie, Freiburg i.Br.: Herder, 1989, 167-199.

Christa Schnabl: noch unveröffentlichte Habilitation zum Fürsorge-Begriff